

Liebe gläubige und ungläubige Hörerinnen der 2020-Losung.

Da geht es auch schon los. Unglaube – was für ein Unwort! Mir ein bisschen unsympathisch. Klingt wie Unrat, Unart, Unfall, unrasiert und ungeheuerlich unfähig. Schlimm auch das Wort Ungetaufte.... Unglaube – klingt wie Webfehler im religiösen Bewusstsein. Wo bleibt das Positive? „Ja, weiß der Teufel, wo das bleibt.“<sup>1</sup> Um es mal mit Kästner zu sagen. Sagen Sie mal einen positiven Satz mit *un*! Ich weiß, dass es auch unfassbar schöne und unglaublich einzigartige Momente gibt, die die Lichtverhältnisse unseres Lebens ändern können. Unwahrscheinlich hell kann es dann werden. Vielleicht ändern sich ja in diesem Jahr

die Lichtverhältnisse? Da gibt es eben nicht nur *Licht aus* und *Licht an*, nicht einfach nur sonnenklar hier und nachtschwarz da. Da gibt es noch jede Menge Verschattungen, Lichtpunkte und Strahlmomente dazwischen. Und was eben in diesem Dazwischen, im Zwischenraum von Glaube und Unglaube steckt – halte ich einen Moment vor Augen. In diesem von Halt und Haltlosigkeit sehne ich mich danach, wie alles noch ganz anders sein könnte, halte ich vielleicht auch die völlige Erneuerung der Welt für möglich, wie es gerade im Friedrichstadtpalast inszeniert wird im Sprechtheater mitten in den großen Revue-Kulissen. Zwischen Vertrauen und Vertrauenslosigkeit; irgendwo zwischen der

Absicht, alles von Gott zu erwarten einerseits und alles selber machen zu wollen, andererseits, da wird's spannend. In diesem Zwischenraum habe ich jede Menge Herzenswünsche, so wie der Glaube ja auch eine Herzsache ist (im credo steckt das Geben des Herzens drin...cor dare): Der Glaube ist zwar nicht als Wunschkonzert gemeint, kein bloßes wünsch-dir-was. Trotzdem: Wünschen und Wollen. Auch das umspült mein bisschen Glauben, der sich manchmal aufplustert, manchmal einfach nur verdrückt in der Ecke sitzt. Und was ist mit Ihren Wünschen Anfang 2020; noch besonders frisch und knackig? Meine Impuls- und Bewusstseins-App empfiehlt mir übrigens, 30 Wünsche aufzuschreiben für

das neue Jahr. 30 Wünsche! Naja, „keine Wünsche sind auch kein Weg“<sup>2</sup> meint Herbert Grönemeyer! Ich möge also diese Wünsche aus unterschiedlichen Lebensbereichen auswählen. Soll dann darunter einen Wunsch finden, mit dem sich auch andere Wünsche leichter realisieren lassen würden, wenn er in Erfüllung geht. Und weiter soll ich mir einen Wunsch aussuchen, der mich aus meiner Komfortzone lockt und schließlich, ab jetzt wird's wirklich schwierig: einen Wunsch, der an ein Wunder grenzen würde. Jetzt würde ich ja gern mal wissen: Wann ist es zuletzt geschehen, dass einer Ihrer erfüllten Wünsche *an ein Wunder grenzte*? Weihnachten? „Was wünschst du dir“ ist ja die Frage in vielen

Familien, die diesem Fest vorausgeht. Die Eltern, die Kinder, die Kinder die Großeltern - und wenn es gut geht die Geschwister sich gegenseitig. Ich habe das auch gemacht: Wo sind eure Wunschlisten, liebe Kinder. Antwort: „Du kennst uns jetzt seit 13 und 14 Jahren. Weißt so viel von uns und willst ernsthaft noch wissen, was wir uns wünschen? Wenn du das immer noch nicht weißt, können wir dir auch nicht helfen. Wunschzettel gibt es jedenfalls nicht mehr.“ Das saß!

Manchmal muss man aber doch seinen tiefsten, größten Wunsch, dessen Erfüllung an ein Wunder grenzen würde, aus der Tiefe des Herzens heraus sagen, ach was: schreien. Eine Art Ur-Schrei. Unsere Losung. Und muss

darauf setzen, dass einer hört und handelt, weil der eben weiß, aus welcher Tiefe, welcher Not, welcher Ohnmacht und Kraft zugleich sich dieser Wunsch Bahn bricht. Der Wunsch des Vaters geht durch Mark und Bein, weil es in ihm schreit: „Das ist mein Wunsch, hör mir zu!“ Na klar, die Erfüllung dieses Wunsches – hilf meinem Unglauben – grenzt an ein Wunder. Denn es wäre ein Wunder, schon einmal allein darauf setzen zu können, dass der Alltag mit einem Kind, das so sehr andere Bedürfnisse hat als andere Kinder, das vielleicht immer noch ein Stück mehr auf Hilfe angewiesen bleibt als andere, wenn dieser Alltag endlich einmal leichter werden würde. Heilvoller, aussichtsreicher, weniger prekär und weniger

belastet. Wie viele gemeinsame Jahre waren das schon mit dem Jungen, 10, 15, 20? Und die Sorge um das Kind niemals weniger geworden. Nervenzehrend, sinnraubend. Hört das nie auf? „Es ist das Ende eines Lebens, wie ich es mir vorgestellt habe.“<sup>3</sup> Sagt die Mutter der mehrfach schwerstbehinderten Lotte. Und sie schreibt in ihrem Buch über die Zeit mit ihrer behinderten Tochter: „Dass Lotte im Rollstuhl sitzt, nicht spricht und permanent Hilfe braucht, damit kann ich gut umgehen. Mich schränkt aber das System drum herum ein. Und das Verhalten von Lotte, wo auch immer das herkommt, dieses Schreien, das ist nachts und auch tagsüber manchmal so unerträglich, dass wir froh sind, wenn eine Einzelfallhilfe am

Wochenende mal was allein mit ihr macht.“<sup>4</sup> Der größte Wunsch, den könnte Lottes Mutter selbst immer nur wieder herausschreien, wenn sie die Kraft dazu hätte und die nicht viel nötiger für die Alltagsbewältigung mit Lotte bräuchte. Der größte Wunsch also: ein Leben in einer gemeinsamen Welt, in der man es gemeinsam aushalten kann – und noch ein bisschen mehr als das. Nein, nicht einfach knipps` und alles ist gut. Es ist noch viel mehr und anderes als das. Das können Sie bei der Autorin und Mutter Julia Latscha alles selbst nachlesen. Das Wünschen, die Herzenswünsche, sie habe damit zu tun, dass das Leben leichter, geheilter, nachvollziehbarer, tragbarer wird – für Kind und

Eltern, für alle, die Teil des Ganzen sind – da irgendwo zwischen immer wieder neu glauben an Besserung auf der einen Hand - und Fahrenlassen allen guten Glaubens auf der anderen Hand. Wer oder was hilft in diesem Gezerre? Zunächst einmal die Mitarbeiter Jesu, denken sie! Sie wissen, wie es geht, bieten Hilfe und Unterstützung an, können in Jesu Namen heilen. Oder können doch nicht? Können sie nicht, das ist ihr Problem. Besser gesagt: Jesus hat damit ein Mitarbeiterproblem. Deshalb scheint er auch nicht die beste Meinung von ihnen zu haben. Nicht wertschätzend, wie er sie zusammen staucht. Ja ihr Handlungserfolg war gegen null gegangen. Gescheitert. Überhaupt ist die

Erfolgsbilanz der Jünger im Markusevangelium eher eine Kette des Scheiterns. Wie lange müsse er, Jesus, das denn noch ertragen? Das Markusevangelium kennt ja Mitarbeiterprobleme zur Genüge: Selbst als der Auferstandene wird Jesus im zweiten Markusschluss durch die Wand kommen und erst einmal seine Mitarbeiter anschimpfen, die sich dort wie ein ganzer Haufen Unglück verschanzt hatten. Das erinnert wiederum an diese cholerisch aufgeheizte Situation auf dem Wasser, als er seinen Mitarbeitern in ihrer Sturm-Panik nur zurief, wie kleingläubig sie doch seien. Also wirklich ein ernsthaftes Problem mit dem Team? Man kann das aber auch anders sehen. Hier bekommt das

Scheitern einen Ort. Was fehlgelaufen ist, wird nicht verschämt in die Ecke geschoben, sondern angesehen, benannt, mit allem Ärger, den das auch nun mal mit sich bringt. Sympathisch. Ich gebe zu, ich finde es sympathisch, wenn die „*pioneers*“ in der Gemeindeneugründungsszene mir sagen: Scheitern ist Teil des Programms. Wir lernen aus Fehlern, nicht aus Erfolgen. Gescheitert, und dann? Wie wir damit umgehen, das macht viel aus für unsere Suche nach neuen Formen der Zusammenarbeit, nach passenderen Sozialformen und guten Ideen, wie wir wirksam werden können.

Die Mitarbeiter Jesu sind auch so etwas wie „*pioneers*“ in der Gemeindeneugründungs-

szene. Und sie stehen noch für etwas anderes in diesem Dazwischen *von Gott alles zutrauen* einerseits und *viel zu viel von sich selbst abverlangen* andererseits. Das haben sie doch mit dem schreienden Vater gemeinsam. Die Jünger sind in meinen Augen so was wie die, die heute „*Edgeworker*“ genannt werden. Also auf der Kante zwischen vollem Gottvertrauen und völligem Vertrauensmangel. Auf dieser Kante und an den Kanten und Ecken des Lebens. Vielleicht nicht so gebräuchlich das Wort, aber für heute brauchbar, denke ich. „*Edgeworker*“, so schreibt eine Autorin dieser Szene, sind Menschen, bereit, radikal Verantwortung zu übernehmen, Risiken einzugehen. Sie betreten kühn unbekanntes

Gebiet und wissen, dass ihre Idee, ihr Tun, vollkommen vor die Wand gehen können. Sie sind insofern *Edgeworker*, also Randarbeiter, als dass sie es sich nicht in ihrer Komfortzone bequem machen, sondern wie Pioniere am Rande dieser persönlichen Komfortzone und der Organisation handeln. „Damit befinden sie sich gleichzeitig auch am Rande der gewöhnlichen Mainstream-Kultur.“<sup>5</sup> Also, wenn das nicht auf die Jünger zutrifft. Ihr bisschen Komfort hatten sie schon längst verlassen, wie Pioniere am Rande des Mainstreams suchen sie das zu verwirklichen, was ihnen tiefste Berufung ist. Jesus braucht solche Menschen, die an die Kante gehen, die Komfortzone hinter sich lassen und schließt mit ein, dass dabei

scheitern möglich ist. Wo ist unsere Kante, und wie fordert sie uns heraus zwischen Gott alles zutrauen und alles selbst machen wollen. Wir stehen an der Kante nicht nur zum neuen Jahrzehnt. Projektionen und Prognosen, Analysenwucht und *Fakes* gehen wie Blitz und Donner ein. Solche Zeiten nannte Luther wohl genau das richtige Wetter für den Glauben. Wahrscheinlich auch genau das richtige Wetter für *edgeworker*? Nein, so *kann* ich nicht arbeiten, sagt da die eine oder andere Mitarbeiterin Jesu bei sich. Wo bleibt das Positive, wo bleibt da auch ein bisschen Sicherheit, dass mir nicht ständig der Boden unter den Füßen schwankt? Etwas mehr Sicherheit in verunsicherten Zeiten, ist das

etwa kein legitimer Wunsch? So ein Wunsch hat doch auch sein Recht – Anforderungsprofile an *edgeworker* und Jesusmitarbeiter her oder hin.

Das alles steckt in der Frage der Jünger, als sie sagen: Warum konnten wir nicht helfen? Da spart sich Jesus alleszerpflückende Fehleranalysen und Schuldzuweisungen, warum wieder wer was nicht... Jesus sagt auch nicht, beim nächsten Mal macht es so oder so. Kein Handlungsplan mit Erfolgsgarantie. Kein Best-praxis-Sprech`. Stattdessen geht er nochmal in diesen Zwischenraum zwischen allertiefstem Gottvertrauen einerseits und Vertrauensmangel andererseits. Wenn du genau also dazwischen bist, dann ist das der

Moment für das Gebet. Das Gebet ist ein Raum, den eigenen Wünschen, dem Kreisen um die eigenen Überforderungen vielleicht auch, eine Atempause zu geben. Das Gebet ist eine Art Warteraum, eine Art Bushaltestelle, Luftholen, um auf Gott zu warten. Und dann wartet ja sie genau gerade da auch auf mich. Und dann ergibt sich vielleicht, dass wir ins Gespräch kommen und Gott sagt: Du, ich kenne all deine Wünsche, mehr als 30. Trau mir zu, dass ich das Beste daraus mache, weil ich weiß, was du brauchst auf deinem Weg an den Ecken und Kanten des Lebens. Du, ich kenne deine „Wenns“ und „Abers“, deine Absicherungsversuche. Aber ich weiß, dass du es auch schaffen könntest, mal über deine



Denk-Grenzen zu lächeln. Und ich sehe noch mehr in dir. Sehe, wie du dein Herz verschenkst ohne Angst, es zu verlieren, wie du damit die Lichtverhältnisse ändern wirst mit dem, was du tust und wie du bist. Und dann schaut sie vielleicht aus der Bushaltestelle raus

---

<sup>1</sup> Kästner, Erich, Und wo bleibt das Positive, Herr Kästner?, in: Kästner, Erich und Ohser, Erich, Ein Mann gibt Auskunft, 1930.

<sup>2</sup> Grönemeyer, Herbert, Und immer, Album: Tumult, 2018.

<sup>3</sup> Latscha, Julia, Lauthalsleben. Von Lotte, dem Anderssein und meiner Suche nach einer gemeinsamen Welt, München 2017.

und sagt: Sieht aus wie bestes Wetter, um das Eine mal vorauszusetzen: Nicht nur deine Liebsten und Nächsten werden geheilt und erneuert sein. Meine Arme reichen weiter als du meinst.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Nagel, Nicola. Edgeworker: Leadership war gestern. Es ist Zeit für die Führungs-(R)Evolution! (German Edition), Next Culture Press. Kindle-Version, 2015.